

DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Billiges Leben in Newyork.

Mit drei photographischen Aufnahmen von G. G. Bain, Newyork.

Was man in dem — bekanntlich so sündhaft teuren! — Newyork für einen „Dime“ (das sind 10 Cents oder 42 Pfennig) alles haben kann, das ist die inhaltschwerere Frage, die ich einer verehrlichen Redaktion heute beantworten soll. Aber die Antwort erschöpfend zu erteilen, wäre wirklich „zu viel für einen einzelnen Mann“, jedenfalls zu viel für einen einzigen Artikel! Immerhin lassen sich aus den „unbegrenzten Möglichkeiten“, wie man seinen „Dime“ unter die Leute zu bringen vermag, einige Daten herausziehen, aus denen hervorgeht, mit wie wenig man sich in Newyork, wenn „kein Moos mehr in Bänken“, allenfalls durchschlagen kann. Dabei mag vorausgeschickt werden, daß der städtische Straßenkehrer hier 25 Cents in der Stunde verdient, und der im Notfall als Geschirrwäscher oder sonst zur Ausbülfe irgendwo Tätige doch im ungünstigsten Falle einige Quartiers (Vierteldollartüde) nicht allzu schwer einzuheimsen im Stande sein dürfte.

In unseren zivilisierten Verhältnissen gilt die Wohnung mit vollem Recht als die Grundlage der ganzen Lebensführung. Die Tatsache, ob jemand für seine unheilsbare Manfarge 1 Dollar wöchentlich bezahlt oder einen Palast bewohnt, der ihm 50000 Dollar im Jahre kostet, oder endlich eine Mietwohnung inne hat, die zwischen diesen beiden Extremen steht, entscheidet in erster Linie über die Stufe, die er in der sozialen Scala einnimmt. Nun gibt es aber in der neuveltlichen Mieselstadt — abgesehen von den einmüht Fremden, die anderwärts ein Domizil haben und mit der Abficht, dorthin zurückzukehren, hinzuströmen — eine ganze Armeo Obdachloser, die sich hauptsächlich aus beschäftigungslosen Arbeitern, Glücksrittern aus allen Winkeln der weiten Welt, professionellen Bettlern, Vagabunden und Verbrechern zusammensetzt. Und für diese Elemente bestehen Unterkunftsplätze, wie man sie sonst nirgends billiger — und vielleicht auch nicht schlechter — wieder auffinden dürfte.

Schon für 2 bis 7 Cents die Nacht kann man sich nämlich das Recht erwerben, in einem Hausflur, einer Scheune oder einer bestimmten Klasse von „Nachtrestaurants“ zu kampieren, in letzteren auf primitiven Holsthemeln. Die 7 Cent-„Nennen“ enthalten lange Räume, die ähnlich wie das Zwischendeck auf den billigen Auswandererschiffen ein-

gerichtet sind. Zwischen zwei langen Balken sind, manchmal in mehreren Etagen übereinander, Hängematten von stärkstem Segeltuch angebunden und zwar so nahe aneinander, daß die Schläfer gleich schachweise untergebracht werden können. Punkt 7 Uhr morgens wird dann Reveille gebläset mit der Wirkung, daß alles blitzschnell vom Lager aufspringt, weil jeder weiß, daß schon fünf Minuten später die Matten an der einen Seite losgehoben und so alle, die gegen die Hausrechnung verstoßen, prompt auf den Boden befördert werden.

Eine wesentlich höhere Stufe nehmen schon die Herbergen ein, wo das Nachtquartier 10, 15 oder 20 Cents kostet. Die 10 Cents-Lager sind sämtlich in offenen Sälen, während für 15 oder 20 Cents schon ein feißbezogenes Bett in einem eigenen Raum gewährt wird. Letzterer ist freilich nur durch eine 7 Fuß hohe spanische Wand von dem großen Schlafsaal abgetrennt, aber er ist verschließbar, und für alle neuerichteten Herbergen besteht die strikte Vorschrift des Gesundheitsamts, daß für jeden Schläfer mindestens 600 Kubikfuß Atmungsraum vorhanden sein müssen. In etlichen „Hotels“ dieser Klasse finden wir sogar die Einrichtung einer „Lobby“, d. h. eines ge-



Ein Delikatessenladen mit Waren zu 5 und 10 Cents.



Ein römisches Bad für 10 Cents in Newyork.

meinschaftlichen Raumes, wo die Gäste vor dem Schlafengehen Zeitungen lesen, Briefe schreiben, rauchen, trinken, sich unterhalten, was man in einem besseren Hotel nicht tun würde. Unsere Abbildung führt uns solche „Lobby“ vor, gefüllt von einer Kundschaft, die offenbar die nobelste Klasse, die hier anzutreffen ist, vorstellt.

Die oberste Schicht unter den billigen Logierhäusern nehmen die Quartier-Blöße ein, die sich namentlich durch größere Reinlichkeit und strengere Handhabung der Hausordnung, die alle verklumpten oder anrüchigen Persönlichkeiten ausschließt, vor denen der nächstniederen Schicht auszeichnen. Alle Räume sind von den anderen abgeschlossen, die Wascheinrichtungen häufig mit kalten und warmen Leitungen versehen. Am besten sind jedenfalls die sogenannten Mills-Hotels eingerichtet, wo jeder nicht einen kleinen Schlafsaal, sondern ein wirkliches Zimmer und das Recht, das Hotellad frei zu benutzen, für seine 25 Cents ermerkt erhält. Mills ist ein praktischer Philantrop, der grundsätzlich nicht mehr als 3 Prozent Rendite von seinem Kapital, das er in die nach ihm benannten Hotels investiert hat, ziehen will. Und er beachtet diese Rendite ebenso sicher, wie seine Schöpfung Kaufenden, die sonst übel daran wären, zu einer anfänglichen und

billigen Unterkunft verhilt. — Mills hat mit seinen Logierhäusern auch Restaurants verbunden, in denen man schon für seine 10 Cents einzelne Mahlzeiten erhalten kann, die Morgens, Mittags und Abends serviert werden. Man bekommt jedesmal für den Preis ein tüchtiges warmes Hauptgericht, z. B. eine Schüssel Patefleisch mit weißen Bohnen, dazu Butter, Brot und eine Tasse Kaffee oder Tee. Drei Mahlzeiten zu 10 Cents sind qualitativ und quantitativ genügend, einen arbeitenden Mann zu ernähren, so daß sich Wohnung, Verpflegung und Bad zusammen auf nur 55 Cents täglich stellen. Wer in einem Mills-Hotel wohnt, wird nicht in die Versuchung kommen, sich für 5 Cents zwei belegte Butterbrote (Sandwiches) oder 3 Frankfurter mit Sauerkraut an einem Verkaufstande, wie er auf unserem Bilde dargestellt ist, zu kaufen. Denn diese „Frankfurter“ sind aus allen möglichen Abfällen und verdorbenem Fleisch zusammengesetzt und beschäftigen fortwährend das Gesundheitsamt, das zwar hier und da Befragungen herbeiführt, aber doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen kann, daß sich da Laufende von armen Zeitungsjungen, Obdach- und Beschäftigungslosen immer und immer wieder etwas recht Billiges einhandeln müssen. Diese offenen und jedem Auge sichtbaren Stände sind übrigens an noch wahrer Prachtanfallen im Vergleich zu den 1 Cent-Speulken, wie sie namentlich an der Bowery und deren Querstraßen noch mehrfach bestehen. Das sind Kellerlokale, wo alles für nur einen Cent angeboten wird und die schmierigsten Überbleibsel aus den gewöhnlichen Kneipen noch einmal zu Verkaufsobjekten aufrücken!

Nach Liebig beginnt die eigentliche Kulturhöhe des Menschen erst mit dem Seifenverbrauch. Damit hapert's aber bei den Elementen, die sich für 10 Cent ein Nachtquartier nehmen, ganz gewaltig. Es ist schon eine sozial höherstehende Schicht, die das Bedürfnis nach Wasser und Seife so stark empfindet, daß selbst bei großer Armut die Ausgabe dafür nicht gepart wird. Für diese Klasse von Leuten bestehen die 10 Cents-Badesuben, meist



Die Lobby in einem 10 Cents-Hotel in Newyork. (Siehe den obigen Artikel.)